

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1970)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fol. 207 R.
 βαιωσ πιστευοντασ και λεγον
 τασ το γραφικον βεβαιωσον με
 εν τοις λογοις σου υπερ και ο α
 ποστολοσ φησιν ινα ητε ερρι
 ζωμενοι και τεθεμελιομενοι
 εν τη πιστει
 ειτα επαγε· καθωσ παρεδοσαν
 ημιν οι
 απ αρχησ αυτοπται και υπηρεται
 γεναμενοι του λογου·
 οπισ γαρ ου πληροφορει ου γαρ
 απο σημειων ορατων τα κριττονα
 φυσεωσπραγματα κρινεται αλλα

λογω· ει γαρ το εορακεναι τον $\overline{\kappa\nu}$
 κατα
 σωμα αυτοπτην γενεσθαι του
 λογου και
 πιλατοσ αυτοπτησ ην και ο προ-
 δοτησ
 Ιουδασ και παντεσ οι λεγοντεσ
 σταυρου σταυρου αυτον
 το ουν ιδειν τον λογον εκει νοειτο
 οπου ελεγεν ο $\overline{\sigma\eta\rho}$ ο εωρακωσ
 εμε εωρακεν τον $\overline{\pi\rho\alpha}$ μου τον
 πεμπσαντα με· τουτεστιν λογω
 καινω ωσ και εν εξοδω ο λαοσ
 εωρα φωνην $\overline{\kappa\nu}$

George D. Kilpatrick, Oxford

Rezensionen

HANS SCHWAGER, *Schriften der Bibel literaturgeschichtlich geordnet*, 1. Vom Thronfolgebuch bis zur Priesterschrift. Stuttgart, Calwer Verlag & München, Kösel-Verlag, 1968. 351 S. DM 15.50 (Subskr.), 18.-.

H. Schwager macht den interessanten Versuch, dem modernen Menschen die biblischen Schriften «in der Reihenfolge ihrer literarischen Fixierung» darzubieten. Freilich handelt es sich nur um eine beschränkte Auswahl; so erscheinen z. B. nur 28 Psalmen. Dabei «ergeben sich vier Textgruppen: die Erzählwerke der frühen Königszeit (Thronfolgebuch und Jahwist); Dichtung an Hof und Heiligtum (frühe Weisheit und Psalmen); die Propheten (Elia, Amos, Hosea, Jesaia, Jeremia, Ezechiel und Deutero-Jesaia); Geschichtswerke nach dem Untergang Judas (deuteronomistisches Geschichtswerk und Priesterschrift)». Der II. noch ausstehende Band «beginnt mit den späten Weisheitsschriften und reicht bis zum zweiten Petrusbrief. Die gewohnte Zäsur AT – NT ist dabei bewußt vermieden.» Den einzelnen Abschnitten sind erhellende Einleitungen vorangestellt (57 Seiten), die allerdings von subjektiven Ansichten nicht frei sind («Jesaia überragt alle andern Propheten», S. 168; «Ezechiel vermochte sich vom Leid zu distanzieren», S. 219; das Deuteronomium von «Priestern der kleinen Landheiligtümer» verfaßt, S. 251). Schade ist, daß nur das Werk des Jahwisten, nicht aber auch das des Elohisten einer eingehenden Würdigung wert befunden wird. Der «Sitz im Leben», der den einzelnen Texten (in den Marginalien) zugewiesen wird, erscheint oft etwas gewagt.

Ob das Werk des jungen Münchner Studienrates einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, wird sich zeigen müssen. Theologen werden sich vielleicht doch eher an die kanonische Reihenfolge des Bibeltextes mit angegebener Quellenzuweisung halten. – Kleine Mängel sollten behoben werden: «Psalm Davids» ist formell nicht anzufechten (S. 104); Kyros S. 233 wechselt mit Kyrus S. 234 und Cyrus S. 242; «das erste griechische Testament» gab Erasmus nicht 1519, sondern schon 1516 heraus (S. 341), u. a.

Hans Bruppacher, Buchs, Kt. Zürich

GILBERT BRUNET, *Les Lamentations contre Jérémie. Réinterprétation des quatre premières Lamentations.* = Bibl. de l'École des Hautes Etudes, Sciences religieuses, 75. Paris, Presses Universitaires de France, 1968. 200 S. Ffr. 65.–.

Dies ist ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der ersten vier Klagelieder. Ausgangspunkt bildet die Tatsache, daß in Kl. 4, 12 die Wörter *šar* und *'ôjēb* für den Feind gebraucht werden, was der Verfasser als Hinweis auf den *äußeren* Feind (die Babylonier) und den *inneren* Feind (Jeremia) deutet. Dadurch erhalten viele, bis jetzt schwer verständliche Stellen in den Klageliedern einen neuen Sinn, ja auch die Datierung der ersten vier Lieder müßte gegen 587 oder kurz nachher angesetzt werden.

Die Arbeit besticht wegen der Fülle und der Originalität der angeführten Argumente, und der Rezensent erwartet mit Spannung, ob die alttestamentliche Forschung ihre Schlüsse aufnehmen oder widerlegen wird.

J. A. Soggin, Rom

WILLI MARXSEN, *Der Exeget als Theologe.* Gütersloh, Gerd Mohn, 1968. 264 S. DM 24.–.

In dem Sammelband von Vorträgen, die W. Marxsen bei verschiedenen Anlässen gehalten hat, und einigen ergänzenden Aufsätzen aus den Jahren 1955–1966 wird die Arbeit des Exegeten gründlich durchreflektiert. Dabei kommt der Verfasser zu Feststellungen, die in oft überraschender Weise Gegenwartsproblemen der Exegese, Verkündigung und Gemeindepraxis zu brauchbaren Lösungen verhelfen. So «brauchen Widersprüche und Spannungen innerhalb der neutestamentlichen Aussagen niemanden mehr zu beunruhigen», der mit Marxsen erkennt, daß die einzelnen Aussagen der biblischen Schriften zu verschiedenen Zeiten entstanden und für verschiedene Empfängerkreise bestimmt waren. Die Formen können geändert, ja müssen sogar in einer sachgemäßen Verkündigung vom Theologen der jeweils neuen Situation und dem entsprechenden Empfängerkreis angepaßt werden, wenn dabei nur kein «Widerspruch in der Sache» entsteht. Ferner überwindet Marxsen heutige Mißverständnisse, indem er nicht vorschnell alle Schriftaussagen mit Paulus vergleicht. Die Exegeten, die so von Paulus her urteilten, diskreditierten z. B. die Lukas-Exegese und «ernteten den Protest der Kirche» (S. 203). So kritisiert er auch mit Recht R. Bultmann, der sich mit seinem Festhalten am bloßen «Daß» des Gekommenseins Jesu in einseitiger Weise allein auf Paulus beruft (S. 147f., 256f.). Man darf das nicht tun,

einmal weil das bloße «Daß» zwar für Paulus, nicht aber für weite Partien des frühen synoptischen Traditionsgutes zutrifft (S. 148). Zum anderen könnte dann Jesus «durch jeden anderen Menschen ersetzt» werden (S. 257). Deshalb fragt Marxsen, hinter das Osterkerygma zurückgehend, nach dem «Was» und «Wie» der Menschheit Jesu, ohne damit einer «historischen Sicherung des Kerygmas» zu verfallen (S. 153).

Kritisch ist zu fragen, ob Marxsen der biblischen Osterverkündigung des Gekreuzigten gerecht wird, wenn er sie mit Bultmann nur als «Interpretation des Kreuzes» ansieht (S. 38). Denn Gott hat nicht nur in Jesus von Nazareth (S. 193), sondern auch in den Erfahrungen der Zeugen an Ostern (S. 155) gehandelt. Insofern bedeutet Ostern im Gegensatz zur Behauptung Marxsens, daß doch «noch etwas hinzugekommen ist» (S. 155), nämlich die Erfahrung der Zeugen des Auferstandenen, daß der zunächst für tot Gehaltene lebendig ist. So kannte auch Paulus nicht einfach die Inhalte seiner Verkündigung schon vor seinem sogenannten Damaskus-Erlebnis (S. 209), sondern die Widerfahrnisse der Zeugen nach der Kreuzigung Jesu kamen für ihn durch sein Damaskus-Erlebnis nachher dazu, vgl. 1. Kor. 15, 3ff.

Es ist auch zu fragen, ob Marxsen die Bedingtheit jeder Schriftaussage durch die jeweilige Zeitsituation nicht überbewertet. Zwar kann man – wie er mit Recht sagt – der einfachen Einsicht nicht widersprechen, daß es grundsätzlich kein schriftliches Dokument gibt, das nicht einen bestimmten «Sitz im Leben» hat (S. 251). Aber die biblischen Schriftsteller sind nicht nur Exponenten ihrer Umwelt und Zeit, sondern auch und vor allem Botschafter Gottes. Marxsen steht hier offenbar im Trend heutigen Denkens, das die soziologische Betrachtungsweise auf allen Gebieten überbewertet.

Abschließend sei noch bemerkt, daß Marxsen durch seine Sicht und seine Forschungsergebnisse nicht nur dem Pfarrer zu «sachgemäßer» Arbeit verhilft, sondern auch die Kirche dazu anleitet, die konfessionelle Spaltung zu überwinden und zu der Einheit zu gelangen, «wie sie uns im Neuen Testament gerade in der Mannigfaltigkeit geschichtlicher Formen begegnet» (S. 197).

Helmut Wenz, Bad Lauterberg

JACK D. KINGSBURY, *The Parables of Jesus in Matthew 13. A Study in Redaction-Criticism*. London, S.P.C.K., 1969. 180 S. 40 s.

Das Buch ist eine weiter bearbeitete Dissertation an der Universität Basel. Als «doctor father» nennt der Verfasser Professor Bo Reicke. Gemäß dem Untertitel richtet er seine Aufmerksamkeit auf die Epoche des Matthäus (als Deckname des Redaktors aufgefaßt). Was Jesus selber rein historisch gesagt hat, wird beiseitegeschoben.

Aber wenn man das Evangelium in die Lage des «Matthäus» hineininterpretiert, fragt man sich, ob nicht dahinter ein altes Schema steckt, eine evolutionistische Theorie, die mit einer Entwicklung von individueller Jüngerschaft zur kirchlichen Gemeinschaft arbeitet: dem Matthäus ist «Jünger» (autoîs) Terminus technicus der Kirche geworden. Gleichzeitig wird mit einer weit verästelten Gleichheit der Situationen gerechnet (Berührung mit Essäern, Mission in Galiläa und unter den Juden, Streit mit den Pharisäern usw.).

Die Interpretation des Gleichniskapitels ist in eine Totalschau des Evangeliums eingebettet. Hier geschieht nach dem Verfasser ein Übergang von der Öffentlichkeit des Wirkens Jesu zum esoterischen Unterricht des Jüngerkreises. Mit Kap. 12 endete das «keryssein», mit Kap. 14 fängt das «didaskhein» an, dazwischen befindet sich unser Gleichniskapitel als ein Abschnitt des «lalein». Ja, der «turning point» ist zwischen Vv. 35 und 36 zu finden. In diesem Wendepunkt wird auch der doppelte Zweck der Gleichnisse natürlich.

Gedankengänge, von früheren Stufen in der Erforschung der Gleichnisse her vertraut, vermählen sich hier mit einer sorgfältigen Analyse der Texte.

Erik Esking, Jakobsberg (Schweden)

JOHANNES LINDBLOM, *Gesichte und Offenbarungen. Vorstellungen von göttlichen Weisungen und übernatürlichen Erscheinungen im ältesten Christentum.* = Acta Soc. hum. litt. lund., 65. Lund, CWK Gleerup, 1968. 254 S. Kr. 50.-.

Das alttestamentliche Verständnis des Offenbarungsvorganges hat Lindblom immer wieder beschäftigt. Davon zeugen seine exegetischen, religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Arbeiten. Im vorliegenden Buch dehnt er seine Forschungen über sein Arbeitsgebiet hinaus auf die ältesten christlichen Zeugnisse aus, die er mit denselben Methoden untersucht. Es geht Lindblom nicht um die historische und theologische Wertung der neutestamentlichen Botschaft, sondern allein um eine Analyse der Vorstellungen der ersten Christen von den Offenbarungsvorgängen. Beachtlich sind vor allem die ersten Kapitel, die sich mit Omina, Träumen, Visionen, Engel- und Christuserscheinungen beschäftigen. Lindblom zeigt sehr schön, wie spröde sich die neutestamentlichen Berichte gegenüber aller Freude am Phantastischen und Außergewöhnlichen verhalten, weil sie völlig auf die Offenbarungsbotschaft konzentriert sind. Besonderen Wert legt er mit Recht auf die Beobachtung, daß für den antiken Menschen außerordentliche Phänomene wie Engel- und Christuserscheinungen durchaus verschiedene Grade von «Realität» haben konnten. Von Träumen und Visionen sind eigentliche Epiphanien zu unterscheiden, was besonders bedeutsam ist für das Verständnis der Vorstellungen über die österlichen Erscheinungen Jesu, die «auf realer Ebene», außerhalb des Bereiches ekstatischer, visionärer und akustischer Phänomene, erfahren wurden. Bei der Behandlung dieser Fragen fehlt dem Buch allerdings öfters die notwendige methodische Klarheit. Man kann z. B. die paulinischen Berichte nicht von der Apg. her interpretieren und dann in 1. Kor. 15, 5–8 Christusepiphanien (V. 5) und pneumatische Gesichte (V. 6–8) unterscheiden. Weder der Kontext des ganzen Kapitels 15 (der das paulinische Verständnis von Wesen und Modus der Auferstehung verrät, aber von Lindblom vernachlässigt wird) noch Gal. 1, 12ff. und 1. Kor. 9, 1f. empfehlen, die Erscheinung Jesu vor Paulus als pneumatisches Visionserlebnis auszulegen. – In den folgenden Kapiteln behandelt Lindblom die Erfahrungen des Christus internus und des Geistes. Hier macht sich der Mangel an differenzierter Analyse der Texte am meisten bemerkbar. Die beiden Schlußkapitel befassen sich mit dem altchristlichen Prophetismus, dessen Verwurzelung im Prophetismus des Alten Testaments aufgezeigt wird.

Ein besonderes Kapitel widmet Lindblom den Visionsschilderungen der Johannesapokalypse. Hier haben sich die in der ganzen Untersuchung gewonnenen Kriterien zur Unterscheidung von echtem Visionserlebnisbericht und literarischer Stilform zu bewähren. Lindblom geht vorbildlich vorsichtig ans Werk. Natürlich kann man in manchen Einzelfragen anders urteilen als der Verfasser, es dürfte aber auf Grund seiner Untersuchungen schwer sein, zu beweisen, daß hinter den Visionsberichten des Johannes keine echten visionären Erlebnisse stehen. Überzeugend legt Lindblom dar, wie die Visionen, die sich selbstverständlich zum größten Teil auf traditionellem Material aufbauen, mit dem der Seher innigst vertraut war, von Johannes gedanklich und literarisch verarbeitet wurden; ein Vorgang, der weit besser den literarischen Charakter des Buches erklärt als alle Quellenscheidungsversuche. Daß Urteile in solchen Bereichen nie unabhängig sein werden von den «Einführungsfähigkeiten» des Auslegers, versteht sich (so wird auch ein amüsischer Mensch immer unfähig bleiben, das Werden und Wesen eines Kunstwerkes aus eigenem «Miterleben» heraus zu begreifen). Aber gerade wenn man die Methoden Lindbloms ernst nimmt, erscheinen manche seiner Urteile doch allzu subjektiv (so wenn er z. B. zu Off. 20–21 dekretiert: «um diese Zukunftsschilderungen zu verstehen, haben wir keine ekstatischen Erlebnisse nötig», oder zu 13–14: diese Kapitel seien reine Denkprodukte, da sie nichts enthalten, was nicht der schöpferischen Phantasie des Apokalyptikers zugeschrieben werden könnte, oder wenn er in 4, 1f. «eidetische Wahrnehmung» und «Vision» unterscheiden möchte). Doch sollen diese kritischen Randbemerkungen nicht verwischen, daß uns Lindblom mit seinem Buch einen interessanten Beitrag zum Verständnis des Neuen Testaments geschenkt hat.

Mathias Rissi, Richmond, Va.

FRANZ-JOSEF ORTKEMPER, *Das Kreuz in der Verkündigung des Apostels Paulus. Dargestellt an den Texten der paulinischen Hauptbriefe.* = Stuttgarter Bibelstudien, 24. Stuttgart, Katholisches Bibelwerk, 1967. 109 p. DM 6.80.

Dans cette thèse de licence, l'auteur reprend quelques-uns des textes principaux des grandes épîtres pauliniennes où l'apôtre aborde le thème de la croix (Gal., 1–2 Cor., Rom.). Bon exégète, il étudie le contexte, le sens et la portée théologique des affirmations de Paul à l'aide des derniers résultats des sciences bibliques. Bien qu'internationale, sa bibliographie est cependant centrée sur les études allemandes¹.

F.-J. Ortkemper comprend à juste titre l'apôtre Paul comme un théologien engagé: la théologie de la croix, comme fin de la Loi, telle qu'elle apparaît dans Gal. (ch. 1) est polémique, tout comme celle de la folie dans les Cor. (ch. 2). L'auteur n'explique pas – on ne sait pourquoi – Gal. 1, 4, formule sans doute pré-paulinienne, qui lui aurait permis de mieux comprendre Gal. 6, 14, relecture paulinienne de cette donnée traditionnelle.

L'exégèse de Rom. 6 (ch. 3) est originale. Selon F.-J. Ortkemper, Paul

¹ Il ignore en particulier, dans son exégèse de Gal. 3, 13, la thèse inverse, largement développée par L. Sabourin, *Rédemption sacrificielle* (1961).

argumente à partir de la croix et non du baptême. Le baptême n'imité pas le sort de Jésus; il insère le croyant dans la communion du Christ. La conclusion (ch. 4) rappelle que la croix est le cœur de la théologie paulinienne et qu'elle entraîne l'homme dans une éthique de l'abaissement. L'auteur insiste également sur la résurrection indissociable de la croix. Pour le croyant la croix est la manifestation de la puissance de Dieu.

Sans être une contribution vraiment originale, ce travail concentre les résultats actuels de l'exégèse, les critique intelligemment et brosse un tableau cohérent de la théologie paulinienne de la croix. On aurait aimé que l'auteur approfondît des notions comme celles de substitution, d'identification, de représentation et de personnalité corporative. *François Bovon, Genève*

J. MURPHY-O'CONNOR O.P., *La prédication selon saint Paul*. = Cahiers de la Revue biblique, 4. Paris, Gabalda, 1966. 182 p.

Le renouveau de la prédication dans l'Eglise catholique éveille naturellement l'intérêt du théologien protestant. L'ouvrage du P. Murphy-O'Connor, en particulier, sur la prédication selon saint Paul ne saurait laisser indifférent un lecteur réformé.

Sans avoir séduit l'auteur de ces lignes par des analyses originales, des intuitions exégétiques géniales ou des rapprochements imprévus, cette étude lui aura présenté une exégèse honnête des divers textes pauliniens consacrés à la prédication et de bonnes synthèses de théologie biblique sur le sujet. Le théologien protestant notera avec regret que l'auteur ignore une bonne partie de la production exégétique allemande et qu'il n'engage pas le dialogue avec les théologiens contemporains de la Parole de Dieu (Barth, Bultmann, Ebeling, pour ne citer que ceux-là).

Renonçant à définir la forme que prenait la prédication paulinienne et le contenu objectif qu'elle recelait, l'auteur tente de cerner «la structure théologique de cette proclamation de la parole de Dieu dont l'objet primordial est la genèse de la foi» (p. 9). J. Murphy-O'Connor ordonne son travail en six chapitres: 1) La place de la prédication dans le plan de Dieu; 2) La prédication, instrument de Dieu (p. 37-56 bonne analyse des divers titres du prédicateur; p. 62-67 étude assez faible de la notion de Parole de Dieu); 3) Un prolongement du ministère du Christ; 4) La puissance de la Parole (à mon avis, le meilleur chapitre, du moins en ce qui concerne Paul, p. 106-117; sans le savoir, l'auteur lutte contre une *theologia crucis* qui, oubliant la résurrection, vanterait la faiblesse et non l'efficacité de la prédication); 5) Le prédicateur et son auditoire (l'auteur insiste trop sur la psychologie de l'auditeur); 6) La prédication, acte cultuel.

Parmi les coquilles relevées (l'ouvrage a été rédigé en anglais, puis traduit en vue de sa publication), notons celle-ci qui est amusante: «les persécutions de Saül contre l'Eglise» (p. 155). *François Bovon, Genève*

ROSEMARY RADFORD RUETHER, *Gregory of Nazianzus, Rhetor and Philosopher*. Oxford, Clarendon Press, 1969. 184 S. Sh. 40.-.

Wer sich für das Geistesleben des 4. Jahrhunderts interessiert, wird gerne zu dem hübschen und sorgfältig gearbeiteten Buch greifen. Da der Raum

hier keine Erörterung von Einzelfragen erlaubt, sei nur auf die Grundthese eingegangen: Der Konflikt zwischen Christentum und heidnischer Bildung, wie er in Gregors Leben in Erscheinung trete, sei ein Wiederaufleben des alten Gegensatzes zwischen Rhetorik und Philosophie. Unter der Überschrift «the conflict of cultures» wird aber dann vornehmlich Gregors persönliches Schwanken zwischen «bios theoretikos» und «bios praktikos» behandelt. Das ist doch wohl etwas anderes, da es konkret um die Entscheidung zwischen einem Leben als Asket («philosophiein») und dem Wirken in einem kirchlichen Amt geht. Gregors Christentum steht nicht zur Diskussion, und seine literarische Produktion geht in den Zeiten des Rückzugs von der Welt unvermindert weiter, wenn auch in anderer Form. Freilich hat er seine Liebe zur Kunst so wenig wie andere große Theologen befriedigend zu begründen gewußt. Die Probleme seines Lebens und Denkens lassen sich eben nicht auf eine einfache Antithese zurückführen. Der Titel müßte wohl richtiger heißen: «Gregor, Literat, Bischof und Asket» («Philosoph» entspricht zwar dem damaligen Sprachgebrauch, s. o., ist für uns aber doch irreführend). Überhaupt wäre zu fragen, ob die Verwendung der alten Terminologie nicht öfter Gegensätze verschleiert als Zusammenhänge aufdeckt.

Christoph Jungck, Basel

RENÉ HAUSWIRTH, *Landgraf Philipp von Hessen und Zwingli. Voraussetzungen und Geschichte der politischen Beziehungen zwischen Hessen, Straßburg, Konstanz, Ulrich von Württemberg und reformierten Eidgenossen 1526–1531.* = Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte, hrsg. v. E. Fabian, 35. Tübingen, Osiandersche Buchhandlung, & Basel, Basileia-Verlag, 1968. 288 S. Fr. 29.35.

Ein Blick auf den Briefwechsel Huldrych Zwinglis mit Landgraf Philipp von Hessen lehrt, daß dieser zur bedeutendsten Korrespondenz des Zürcher Reformators zählt. Deshalb kann es nicht verwundern, wenn die darin – und darüber hinaus in anderen Texten – berührten theologischen und politischen Probleme des Verhältnisses zwischen dem Zürcher und dem Hessen im Laufe der historischen Forschung öfters zu eingehender Untersuchung Anlaß geboten haben. Es seien hier nur die Namen Max Lenz, Hermann Escher und Walther Köhler genannt.

Die weitläufigen Zusammenhänge der Beziehungen zwischen Zürich und Hessen sind von René Hauswirth einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Die Arbeit lag 1961 der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich als Inauguraldissertation vor und wurde zum Teil in der Zeitschrift «Zwingliana» gedruckt¹. Der Vergleich mit dem vorliegenden Werk zeigt indes, daß durch Ausweitung der Themenstellung und Neubearbeitung weiter Teile «im Lauf der Jahre ein neues Werk (entstand)», wie der Verfasser zu Recht sagt (S. 7).

Der Untertitel gibt den weitgespannten Rahmen der Untersuchung an. Hauswirth verfolgt alle Verästelungen des diplomatischen Spiels zwischen

¹ Zwingliana 11, Heft 8 (1962), S. 499–552.

den dort angegebenen Größen, er zeigt den Ablauf der politischen Verhandlungen, über Voraussetzungen, Kontaktnahme und eigentlicher Auseinandersetzung bis hin zur Formulierung der Artikel und deren Folgen. Im Vordergrund steht eine genaue und geschlossene Detailforschung unter Vermeidung des Aufstellens von allgemeinen Grundsätzen. Eine zweite Beschränkung tritt in der Darstellung der spezifisch theologischen Probleme, insonderheit der Abendmahlsfrage, zutage, obwohl sie keineswegs unterschlagen werden.

Die Arbeit ist in drei große Teile gegliedert: I. «Die Voraussetzungen der Außenpolitik Landgraf Philipps 1529–1531» (S. 15–64), das heißt besonders die hessische Politik 1528–1529 (Packsche Händel und Probleme des Speyrer Reichstages 1529); II. «Die Voraussetzungen von Zwinglis außenpolitischem Handeln 1529–1531» (S. 65–100), das betrifft Zwinglis «Ideen zur Außenpolitik» und «die Praxis der aktiven Politik» bis 1529; schließlich III. der Hauptteil «Landgraf Philipp von Hessen und Zwingli: Die Zeit ihrer direkten Beziehungen von 1529 bis 1531» (S. 100–254). Aus diesem Überblick geht hervor, wieviel Mühe und Sorgfalt der Verfasser auf die Vorgeschichte der unmittelbaren Beziehungen verwandt hat. So wurde die Untersuchung geradezu zu einem Kompendium der zürcherischen und hessischen Außenpolitik der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts. Auch hier versteht es Hauswirth aufgrund einer sorgfältigen Quelleninterpretation, zu neuen Ergebnissen zu kommen.

Wir wollen es uns hier versagen, auf diese Vorgeschichte bzw. die verwickelten Verhältnisse der gegenseitigen Beziehungen näher einzugehen und nur auf einen Aspekt hinweisen. Neuere Untersuchungen aus der Schule Leonhard von Muralt haben dargetan, daß es in Zürich die Institution des «Geheimen Rates», in dem Zwingli den allmächtigen Führer gespielt haben soll, wie die Forschung bis vor wenigen Jahren annahm, gar nicht gegeben hat².

Nach dem Nachweis, daß in der innereidgenössischen Politik die führenden Köpfe Zürichs keineswegs nach der Pfeife des Reformators tanzten, stellt sich nun die Frage, ob dieses Urteil auch für die Außenpolitik Geltung besitzt. Wir versuchen die entsprechenden Äußerungen Hauswirths zusammenzustellen: Den Anstoß zur Aufnahme der politischen Beziehungen zwischen Hessen und Zürich ging vom Landgrafen aus, dieser blieb auch nachher stets der Führende von den beiden (S. 259, damit korrigiert der Verfasser das Urteil der älteren Historiographie, wonach Zwingli für Philipp ein «Lehrer in politicis» gewesen sei); allerdings war Zwingli für Philipp nicht nur ein Informant über eidgenössische oder oberdeutsche Zustände, sondern brachte auch selbst neue Ideen ein (S. 123); auf diese Weise war der Zürcher sowohl außen- wie innenpolitisch ein wichtiger geistiger Anreger (S. 230), der aber selbst nicht allein über die «letzten Mittel» der Politik verfügte (S. 100)

² L. von Muralt, Zum Problem der Theokratie bei Zwingli: *Discordia Concors*. Festgabe für Edgar Bonjour zu seinem siebzigsten Geburtstag am 21. August 1968 (1968), S. 367–390. Nicht zur Kenntnis genommen wurde diese Tatsache von J. Lortz & E. Iserloh, *Kleine Reformationsgeschichte. Ursachen – Verlauf – Wirkung* (1969), S. 111.

und damit dem Landgrafen kein wirklicher politischer Partner war (S. 154). Festzustellen ist eine Kongenialität in den politischen Ideen der beiden (S. 123, 181), so daß Philipp nahezu mit keinem anderen außerhessischen Vertrauten seine Politik eingehender erwogen hätte als mit dem Zürcher (S. 192). Hauswirth spricht wohlthuend offen von Zwinglis «Versagen als Politiker, nämlich in der richtigen Einschätzung des Möglichen» (S. 258), die treibenden Kräfte waren sein Angriffsgeist (S. 98) und sein Sendungsbewußtsein (S. 96, 98, 221, 234). In Zürich, das zeitweise eine «intransigente Politik» (S. 178) trieb, besaß der Reformator im Gremium der «heimlichen Verordneten» einen großen Einfluß, konnte aber doch die Politik nicht nach seinem Willen gestalten (S. 178). Neben diesen vorsichtig-abwägenden Urteilen über den Anteil Zwinglis an der politischen Gestaltung fällt folgender Satz aus dem Rahmen: «Von der Rückkehr aus Marburg (sc. im Oktober 1529) bis über die Jahreswende war Zwingli fast unmittelbarer Führer der zürcherischen Außenpolitik gewesen» (S. 196).

Trotz der politischen Inanspruchnahme bleibt Zwingli der «Prophet», und die Politik steht im Dienste der Verkündigung und nicht umgekehrt (S. 234f.). Gegenüber der Wahrheitsfrage in Glaubensdingen stellt der Reformator günstige politische Aussichten entschieden zurück (S. 228). Der Verfasser hat von einem anderen Gesichtspunkt aus den Anteil Zwinglis an der zürcherischen Politik im ähnlichen Sinne bestimmt und damit einen wertvollen Beitrag zur Zwingli-Forschung geliefert. Hauswirths Buch tut in aller nur wünschbaren Offenheit einen hilfreichen Dienst: Es warnt davor, Zwingli als Politiker überschätzen zu wollen.

Ulrich Gäbler, Zürich

GRETE MECENSEFFY (Hrsg.), *Quellen zur Geschichte der Täufer*, II. Österreich, 1. = Quellen und Forsch. z. Ref. gesch., 31. Gütersloh, Gerd Mohn, 1964. XVI + 402 S. DM 46.-.

Die Arbeiten an diesem Band, der die Edition der Täuferquellen fortsetzt, reichen bis in das Jahr 1929 zurück. Damals begann der österreichische Pfarrer Dr. Paul Dedic im Auftrag des Vereins für Reformationgeschichte mit der entsagungsvollen Sammelarbeit der österreichischen Täuferakten. Infolge der Kriegs- und Nachkriegszeit war Dedic nicht mehr in der Lage, das gesammelte Material zu vervollständigen und zu veröffentlichen. Sein Nachlaß wurde von Grete Mecenseffy gesichtet, die Abschriften mit den Autographen verglichen und weitere Stücke hinzugefügt. Nach zwölf Jahren mühevoller Sammel- und Editionsarbeit legt die bekannte Wiener Kirchenhistorikerin nun den ersten Band der österreichischen Täuferakten vor.

Die Edition umfaßt 299 Akten aus dem österreichischen Raum mit Ausnahme der Gebiete Salzburg, Tirol und Voralberg in der Zeit von 1527 bis 1625, gewiß nur ein Bruchteil des einmal vorhanden Gewesenen. Die Wiedergabe erfolgt nach modernen Editionsgrundsätzen. Den Texten sind kurze Regesten vorangestellt. Ein doppelter Apparat für Varianten und Sacherklärungen erläutert unverständliche Textpassagen. Ein Aktenverzeichnis und zwei Register erleichtern die Arbeit an den Urkunden.

Die Quellen sind theologisch – auch für die Täufertheologie selbst – nicht besonders ergiebig, «aber in rechtlicher Hinsicht sind sie sehr aufschlußreich, sowohl was die Behandlung der Täufer durch den Landesfürsten und die Regierung betrifft... wie auch bezüglich der Stellungnahme der durchführenden Organe, die durchaus nicht immer zur Zufriedenheit des Herrschers vorgingen» (S. XI). Man weiß nicht recht, ob man lachen oder weinen soll, wenn man die Order Ferdinands I. vom 9. Juli 1557 (Nr. 236) liest, derzufolge die Bürger von Laa, weil bei ihnen Täufer aus dem benachbarten Mähren beim Grasmähen ausgeholfen hatten, «zu gebüerlicher straff gebracht werden» (S. 314). Zum größeren Teil sind die Dokumente erschütternde Zeugnisse eines Zeitalters, dem der Gedanke der Toleranz in Glaubensdingen noch fremd war.

Joachim Staedtke, Erlangen

EKKEHART FABIAN, *Quellen zur Geschichte der Reformationsbündnisse und der Konstanzer Reformationsprozesse 1529–1548. Erstausgabe von ausgewählten Texten zur Bündnis- und Bekenntnispolitik reformierter Orte der Eidgenossenschaft mit den schmalkaldischen Bundesständen Konstanz, Straßburg und Hessen (sowie Ulrich von Württemberg) und zur kirchlichen Rechtsgeschichte der reformierten Reichsstadt Konstanz.* = Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte, hrsg. v. E. Fabian, 34. Tübingen, Osiandersche Buchhandlung, & Basel, Basileia-Verlag, 1967. 260 S. Fr. 29.35.

Der rührige Herausgeber der «Schriften zur Kirchen- und Rechtsgeschichte» – an 28 von 38 Nummern der Reihe zeichnet er mitverantwortlich – legt einen weiteren Quellenband vor, der aus drei kaum zusammenhängenden Teilen besteht. In einem ersten Teil veröffentlicht Fabian 37 Quellenstücke zur Bündnispolitik Basels und Zürichs zwischen 1529 und 1531/32. Die von René Hauswirth dazu geschriebene Einleitung deckt sich – bis auf einen Einleitungsabsatz – wortwörtlich mit der «Zusammenfassung» des unten angezeigten Buches. Der zweite Teil umfaßt 12 Stücke zur Bekenntnis- und Bündnispolitik Basels und Zürichs zwischen 1532 und 1534, der dritte Teil bietet 40 Texte zur Geschichte der Konstanzer Bündnispolitik und «Reformationsprozesse» 1537–1548. Es handelt sich grundsätzlich um eine «Erstausgabe» (s. den Untertitel) von Texten, die bisher nur in Regestform oder anderen Ausfertigungen (z. B. S. 73f.; 91f.) vorlagen. Diese Beschränkung hat den Nachteil, daß die wichtigsten – bereits gedruckten – Quellen hier fehlen, so daß der vorliegende Band nur als Ergänzung zu bereits publizierten Quelleneditionen seinen Dienst tun kann. In einem Anhang gibt Fabian eine Übersicht über Reformationsbündnisse 1526–1546 und überraschenderweise, da an diesem Ort kaum zu vermuten, eine Übersicht über Fundort und Anzahl von Basler Theologenbriefen zwischen 1531 und 1617.

Zur Editions-methode darf vielleicht angemerkt werden, daß Fabian darauf verzichtet hat, die Editionsgrundsätze anzugeben. Auch werden die Groß- und Eingangsformeln stets fortgelassen. Die verwendeten Abkürzungen zeugen zwar von großer Erfindungsgabe, sind aber weder konsequent gebildet (s. etwa «UAGLASA», S. 250) noch stets angewandt. Für den mit den herkömmlichen Abbrüviaturen vertrauten Fachmann ist es so nicht ganz einfach,

sich darin zurechtzufinden. Man wird dem Herausgeber für den enormen Fleiß und die Mühe, die er auf diese Edition verwandte, zu danken haben, gleichzeitig aber auch die Schranken des Bandes im Auge behalten müssen.

Ulrich Gäbler, Zürich

ERICH CAMENZIND, *Weihbischof Balthasar Wurer von Konstanz 1574–1598 und die kirchliche Reformbewegung in den V Orten.* = Zeitschr. f. Schweiz. Kirchengeschichte, Beih. 21. Freiburg, Universitätsverlag, 1968. XXVI + 255 S. Fr. 25.–.

Überall wurde nach Abschluß des Tridentinums vermehrt mit großem Einsatz und Erfolg an der inneren Reform der katholischen Kirche gearbeitet. Für das Bistum Konstanz leistete diesen Dienst Weihbischof B. Wurer. Person und Werk dieses gelehrten Theologen, Seelsorgers und ausdauernden Streiters für die Auferbauung seiner Kirche erstehen vor uns durch vorzügliche Auswertung und Gestaltung des Quellenmaterials in bisher nicht erreichter Deutlichkeit. In einem ersten Teil der Monographie, die einen gediegenen Einblick in die Reform des Bistums gewährt, wird die Entwicklung Wurers während seiner Studien und anschließenden Lehrtätigkeit in Freiburg geschildert, die er mit der Promotion zum Baccalaureus Biblicus und einer kurzen Tätigkeit als Lektor in Speyer beschließt. Wurers Veranlagung zur Lösung seelsorgerlicher Aufgaben und seine Fähigkeit, Reformmaßnahmen umsichtig durchzuführen, wurden schon in dieser Zeit sichtbar. So erscheint er geeignet, das hohe Amt eines Weihbischofs im Jahre 1574 zu übernehmen, auf dem die Hauptlast der Durchführung der im Sinne des Tridentinums abgefaßten Beschlüsse der ersten Konstanzer Diözesansynode von 1567 lag. Denn der Konstanzer Ordinarius, Kardinal Mark Sittich von Hohenems, besaß nicht die höheren Weihen, vernachlässigte seine Residenzpflicht und gab wegen seines Lebenswandels und seinem nur materiellen Interesse an dem Bistum vielfachen Anlaß zur Klage. Der zweite Teil der Untersuchung weist die mannigfachen Schwierigkeiten Wurers auf, die Reformen durchzusetzen. Weil er nur unzulängliche Unterstützung durch seinen Bischof fand, gestaltete sich die Sicherung der bischöflichen Rechte gegenüber den auf Grund dieser Lage selbst um Ordnung in der Kirche bemühten Obrigkeiten schwierig. In einem langjährigen Kampf gegen die Mißstände unter dem Klerus und in dem Bemühen um dessen religiös-sittliche Erneuerung wurden die Reformen durchgesetzt. Wenn die Verhältnisse des Bistums, in Sonderheit in seinen zur Eidgenossenschaft gehörigen Teilen, am Ende des 16. Jahrhunderts auf eine geordnete Grundlage gestellt waren, so ist dies in hohem Maße Wurers Verdienst. Dies überzeugend erarbeitete Ergebnis der Monographie hätte durch eine Berücksichtigung der äußeren Bedingtheiten der Arbeit Wurers wie der politischen Lage oder des Verhältnisses zu den angrenzenden protestantischen Mächten noch gewinnen können. Der Blick nur auf Wurer und sein Tätigkeitsfeld wirkt beengend, zumal da der Autor der Persönlichkeit seines Helden zu erliegen droht, indem er ihn idealisiert.

Heiner Faulenbach, Münster in Westfalen

RICHARD STAUFFER, *L'affaire d'Huisseau. Une controverse protestante au sujet de la réunion des chrétiens (1670–1671)*. = Bibliothèque de l'École des hautes études, 76. Paris, Presses universitaires, 1969. viii + 96 S. 10 fFr.

Bien qu'il ne l'ait jamais avoué pour sien, le pasteur Isaac d'Huisseau est bien l'auteur de l'ouvrage intitulé: «La réunion du christianisme». Il fut imprimé à Saumur, pendant une absence d'Huisseau, grâce à l'indiscrétion d'un ami auquel il avait confié son manuscrit. Ce sont les faits que M. Stauffer établit sur la base d'une lettre du fils d'Huisseau, postérieure aux événements de vingt-cinq ans mais, néanmoins, décisive.

Le professeur de Paris affirme que «La réunion du christianisme» est «une des œuvres les plus intéressantes de la théologie réformée française du XVII^e siècle». Intéressante, en effet, par sa conception de la voie qui pourrait mener à la réunion des chrétiens, et, plus encore, par la liberté grande de la pensée d'Huisseau. Il distingue les doctrines nécessaires au salut – ce sont celles que la Bible établit clairement et que la tradition générale de l'église a reconnues pour telles – des doctrines secondaires, œuvre de théologiens interprétant des données bibliques sujettes à discussion, telles que la trinité, les deux natures du Christ, la prédestination, l'opération de la grâce.

Quant aux exposés et commentaires de M. Stauffer, leur grand intérêt naît de l'érudition et de la méthode rigoureuse dont ils sont la preuve. L'auteur nous met en appétit en nous promettant une «Histoire doctrinale du Protestantisme français au XVII^e siècle» qui comblera une lacune certaine.

Jean-David Burger, Neuchâtel

PAUL TILLICH, *Die religiöse Substanz der Kultur. Schriften zur Theologie der Kultur*. = Gesammelte Werke, 9. Hrsg. von Renate Albrecht. Stuttgart, Ev. Verlagswerk, 1967. 401 S. DM 32.–.

In diesem Band, der Eduard Heimann gewidmet ist, sind die meisten Abhandlungen zusammengetragen, die Paul Tillich über das Verhältnis von Theologie (Kirche) und Kultur geschrieben hat. Das sind zusammen eine stattliche Reihe, gehörte diese Thematik doch zum Hauptinteresse Tillichs, weshalb er unermüdlich die schon in der Berliner Kant-Gesellschaft 1919 niedergelegten Ansichten über den religiös-humanistischen Charakter der Kultur weiter ausbaute und vertiefte, allerdings ohne deren Grundgedanken stark abzuändern. Die Bedeutung dieses IX. Bandes der Gesammelten Werke ist für den heutigen Stand der Theologie deshalb außerordentlich schwerwiegend, weil der Trend der Theologie in Richtung einer christlich-humanistischen Auslegung der Kultur im Denken Tillichs seinen Ausgangspunkt fand. Schleiermachers Ideal einer Durchdringung der Kultur mit dem christlich-religiösen Gedankengut fand in Tillich von den frühesten Anfängen seiner Theologie einen Befürworter. Es ist, als ob man es mit den neuesten Traktaten über eine Theologie der Revolution zu tun hätte, wenn man ihn schon 1919 die Forderung stellen hört, daß die autonome Form des Staates ge-

sprengt werden soll durch den religiösen Gehalt eines idealistischen «Anarchismus». Was eine theologische Ethik im Grunde will, könne nur in einer Theologie der Kultur zur Erfüllung gelangen, hören wir. Wie sehr dann Kirche und Staat sich gegenseitig erfüllen werden, wird aus folgender Umschreibung von «Kirche» ersichtlich: «Die universelle, aus Geistesgemeinschaften aufgebaute, alle Kulturfunktionen und ihren religiösen Gehalt in sich tragende Menschengemeinschaft, deren Lehrer die großen schöpferischen Philosophen, deren Priester die Künstler, deren Propheten die Seher einer neuen Ethik der Person und der Gemeinschaft, deren Bischöfe die Führer zu neuen Zielen der Gemeinschaft, deren Diakonen und Armenpfleger die Leiter und Neuschöpfer des wirtschaftlichen Prozesses sind.» Eine neue Kultur also aus den Grundsätzen einer religiösen Liebesmystik, die eschatologisch die Aufgabe einer Revolution des christlichen Denkens wäre. Der vorliegende Band fügt nur zusammen, was Tillich während seines Lebens zu dieser Thematik weiter ausgeführt hat. Altes und Neues findet sich fast zeitlos zusammen. Und das ist vielleicht auch unter dem Aspekt zu rechtfertigen, daß Tillichs Ansichten über die Materie sich grundsätzlich nicht geändert haben und im Jahre 1919 schon gegeben war, was in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ausgearbeitet wurde. Besonders wertvoll an diesem Band ist die Tatsache, daß eine Reihe von theologischen Bedenken, die wohl Ende der zwanziger Jahre Wilhelm Stählin in «Neuwerk» veröffentlicht hatte, hier aufgenommen worden ist und Erwiderungen von Oberkirchenrat Thomas und Tillich selbst Stählins Argumente zu widerlegen versuchen. Aus diesen Beiträgen wie auch aus den späteren Ergänzungen Tillichs wird klar, wie sehr seine Theologie von einer philosophischen Hypothese getragen wird, am besten mit ihm zu formulieren als «Esse qua esse bonum est», wobei diese Ontologie einerseits eine optimistische Sicht zur Sakramentalisierung der Kultur (schon kommt die religiös fundierte «Technopolis» in Sicht!) freigibt, andererseits den humanistischen Aktivismus dermassen überbetont, daß der Gottesglaube (Stählin: «bei Tillich keine Geborgenheit mehr *in* Gott») irrelevant wird und die Grundlagen für eine «Theologie vom Tode Gottes» freigelegt werden. Die Folgen für das rechte Verständnis der Christologie und der Ekklesiologie, wie auch schon von Stählin betont, sind nicht zu übersehen. – Nachdem die ersten 120 Seiten den grundsätzlichen Fragen gewidmet wurden, bewegt sich der letzte Teil des Bandes um konkrete Fragen der Politik, der Erziehung, der Medizin, der Technik und der Kunst. Wer Tillichs Bemühung um das Verständnis ungezählter Fragen der Kultur zur Kenntnis nehmen möchte, findet hier einen Reichtum an Gedanken, der in der neueren Theologie völlig einzigartig ist. Tillich hatte eine empfindliche Antenne, um alles, was theologisch und kulturell auf den Markt kam, in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, oft auch ohne Nennung des Ursprungs – man kann nicht sagen, es sei alles originell Tillichsche Produktion. Nur ist die Ganzheit der Verarbeitung von einem so weiten Horizont gezeichnet, daß es immer erstaunlich bleiben wird, daß es heutzutage noch einen Theologen geben konnte, der eine fast mittelalterlich-universale Erudition sein eigen nannte.

Hendrik van Oyen, Basel

ROBERT LEUENBERGER u. a., *Gottesdienst – Angebot ohne Nachfrage? Zwei Umfragen unter der reformierten Bevölkerung Basels*. Basel, Fr. Reinhardt, 1969. 78 S., Fr. 9.80.

Das Buch informiert durch Text, Tabellen und Graphiken über eine Befragung der Basler Protestanten nach ihrer Stellung zu und Erwartung an das kirchliche Leben (Befragung der Gottesdienstbesucher am 5. März 1967 und anschließende Befragung eines Querschnitts der reformierten Basler Bevölkerung durch Interviews). Man wollte statt eines Pendelns zwischen pessimistischer und optimistischer Sicht der Verhältnisse zu nackten Daten gelangen, sei es denn zur Entschleierung unbequemer Wahrheiten. Diese sind nun vor Augen: Man hat es jetzt schwarz auf weiß, daß in Basel der traditionelle Sonntagsgottesdienst nur knapp 10 % der reformierten Bevölkerung erreicht, daß die Gottesdienstgemeinde «eine Gemeinde von Frauen» (66 %), von Alleinstehenden (wobei aber die Geschiedenen fehlen), von nicht Aktiven (nur 28 % geben an, berufstätig zu sein), von Gesicherten ist (verschwindend wenig Arbeiter; S. 31ff.). R. Leuenberger betont im Vorwort nicht zu Unrecht, die Untersuchung diene nicht dazu, das Leben der Kirche zu soziologisieren, «sondern umgekehrt, der Kirche gefährliche soziale und psychische Bindungen bewußt zu machen» (S. 7). So hätten sich auch weniger die Protestanten von der Kirche abgewandt, vielmehr sei es «die Kirche..., welche sich von ihren getauften Gliedern abgewendet hat» (ib.). Die Arbeitsgruppe gelangt zu Postulaten wie z. B.: Ausbildung von kirchlichen Radio- und Fernsehfachleuten, Anstellung vollamtlicher Hauptredaktoren kirchlicher Blätter (weil die massenmediale Form des Wortes auch nach der Basler Erhebung Verheißung hat), Pluralität der Gottesdienste nach Zeiten und Formen, Bereitschaft, in der Jugendunterweisung «auch denen etwas zu bieten, die voraussichtlich nie zum Kreis der kirchlich Aktiven gehören werden» (S. 57).

Zwei kritische Erwägungen seien angefügt: – 1. Der Bericht enthält auch Rechenschaft, daß überlegt und fachgerecht, keineswegs dilettantisch, soziologisch gearbeitet worden ist (S. 9f.). Dennoch empfinde ich in der Fragestellung konkrete Mängel. Wenn z. B. hinsichtlich des Gottesdienstbesuchs gefragt wird, wer jeden Sonntag, wer zweimal monatlich und mehr, wer monatlich ungefähr einmal und wer weniger als einmal monatlich zum Gottesdienst gehe, so sind die beiden ersten Fragen nahezu Dubletten und ist andererseits den nach meiner Erfahrung *vielen* nicht Rechnung getragen, die etwa alle 6–12 Wochen regelmäßig zum Gottesdienst gehen; sie werden zu Unrecht mit den «Unkirchlichen» in einen Topf geworfen. Andererseits wird hinsichtlich des Kirchenblattes nur temporal gefragt, ob es regelmäßig, gelegentlich oder nie gelesen werde, aber nicht nach dem Grad der Gründlichkeit. Das hat zur Folge ein eher zu positives Abschneiden der kirchlichen Presse gegenüber einem eher zu negativen Resultat hinsichtlich des Gemeindegottesdienstes. – 2. Die Wortführer der Umfrage urteilen umsichtig und haben nicht den Ehrgeiz, organisatorisch und theologisch so umstürzend wie möglich zu wirken. Die Umfrage soll «im Dienst des Wortes Gottes» stehen (S. 7). Das ist heute alles andere als theologisch selbstverständlich. Mit Uppsala, Sektion V, wird der Gottesdienstgemeinde auch heute «eine

zentrale Funktion und Bedeutung im Blick auf die Sammlung und Ausrüstung des Volkes Gottes» zuerkannt (S. 58) und innerhalb des Gemeindegottesdienstes der Predigt (S. 63). Gleichwohl oder gerade deshalb empfindet der theologische Leser die Diskrepanz zwischen dem Ausgangspunkt *Nachfrage* und dem Ausgangspunkt *Wort Gottes*, zwischen der Intention, jedem «etwas zu bieten» (S. 57), und dem Botschaftscharakter des Wortes Gottes. Diese Schrift mochte nicht der Ort sein, in dieser Hinsicht weitere Klärungsarbeit zu leisten. Unumgänglich aber ist sie, damit die Gemeinde weiß, was sie der Nachfrage und was sie ohne Nachfrage und was sie dem Wort der Sendung schuldig ist.

Jürgen Fangmeier, Wuppertal

WERNER JETTER, *Was wird aus der Kirche? Beobachtungen, Fragen, Vorschläge*. Stuttgart, Kreuz-Verlag, 1968. 239 S. DM 12.80.

HANS HEINRICH BRUNNER, *Kirche ohne Illusionen. Experimenteller Report aus der Zeit nach dem 7. Juli 1983*. Zürich, Zwingli Verlag, 1968. 152 S. Fr. 9.50.

Seit die Flut der «Kritik an der Kirche» losbrach, hat sie ein Meer von Literatur an das Ufer der Diskussion geschwemmt, so daß man sich nachgerade fragen muß, ob es angesichts einer solchen Über-Produktion überhaupt noch grundsätzlich Neues geben kann.

1. Wenn man das Buch von Werner Jetter zur Hand nimmt und es gründlich (mehrmals) studiert, braucht man es hinterher nicht zu bedauern, seine Zeit an ein «kirchenkritisches» Werk gesetzt zu haben. Ganz im Gegenteil! Was hier geboten wird, ist zwar nirgends «revolutionär» und schlechthin umwälzend, aber es stammt (in einer selten glücklichen Kombination) aus einer vieljährigen Pfarrerpraxis, die nun im akademischen Lehramt ihre behutsam gereiften Früchte trägt. Weil es wirklich ausgereift ist, leidet dieses Buch nicht an schnellfüßigem Pessimismus. Was der Autor will, sagt er selber in klaren Worten so: «Mit alledem möchte dieses Buch Mut machen für die Zukunft, gerade auch für die Zukunft der Kirche» (S. 19). Jetter verzichtet *expressis verbis* auf den hochfahrenden Anspruch, «eine originelle und aufregend neue Sicht der Dinge vorzutragen» (*ibid.*). Seine Ausführungen übertreffen dann aber – so muß man urteilen – diese bescheidene Zielsetzung bei weitem. Wo passiert Ähnliches oder Gleiches im literarischen Raum der «Kirchenkritik»?

Es ist müßig, wenn nicht gar unangemessen, den Inhalt des Buches im einzelnen vorzuführen. Von kirchen-soziologischen Fragen bis hin zu Problemen neuer Abendmahlsfeiern und Taufordnungen werden die wichtigsten jener Punkte besprochen, die heute alle Kirchentümer, Theologien und christlichen Gemeinden in Atem halten. Überall wird sachlich informiert, abgewogen argumentiert und realistisch projiziert. Man spürt nichts von jenem altbekannten Geist des ekklesiologischen Schwärmertums, der heute eine Breitenwirkung hat wie seit den Tagen der Reformation nicht mehr.

Das Werk verdankt sich persönlichem Engagement auf der einen und sachlicher Kompetenz auf der anderen Seite. Echte Sorge um die heutige Kirche und ihren Weg ins Morgen verbindet sich nahtlos mit klarem Blick

für das Not-Wendende und Erreichbare. Souveräne Diktion und kultivierte Sprache machen die Lektüre des Ganzen über das rein Sachliche hinaus zu einem Gewinn. Kurzum: endlich ein Buch, das man mit dem besten theologischen Gewissen jedermann in die Hand legen kann, der sich – in These oder auch Antithese – irgendwie mit der «Zukunft der Kirche» befaßt.

Ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein gutes Stichwortregister erleichtern den Zugang zu den komprimierten Darlegungen. Man kann dem Buch nur wünschen, daß es von möglichst vielen Theologen und Gemeindegliedern gelesen und diskutiert werde. Die Arbeit lohnt sich.

2. Auch die Veröffentlichung von H. H. Brunner ist in ihrer Eigenart ungewöhnlich. Man erfaßt das Anliegen des Autors sehr schnell, wenn man (ehe man das corpus liest) mit der Lektüre von S. 145ff. beginnt: «Über kurz oder lang wird der Leser erkannt haben, daß es in dieser Schrift weniger um die Vorhersage künftiger Dinge als um die Auseinandersetzung mit einigen gegenwärtigen Dingen geht» (S. 145). Während W. Jetter (vgl. a.a.O., S. 16) vorwiegend für die (west)deutsche Situation schreibt, tut dies Brunner für die spezifisch schweizerische: «Der vorliegenden Schrift liegt folgende Annahme zugrunde: Am 7. Juli 1983 stimmt das Schweizervolk einer Neufassung des Artikels 49 (Glaubens- und Gewissensfreiheit) der Bundesverfassung zu. Der neugefaßte Artikel 49 verlangt die vollständige Trennung von Kirche und Staat auf dem ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft. In den folgenden Jahren haben sich die Kirchen dieser neuen Situation anzupassen» (S. 5).

Was Brunner tut, ist also nichts anderes, als daß er (man müßte dafür den neuen Begriff «retro-projektiv» bilden) von diesem Juli-Termin 1983 «vorwärts» auf die uns heute noch von 1983 trennenden 13–14 Jahre schaut und fragt, *was* wir in der vor uns liegenden Zeit im Blick auf die Kirche tun sollen. Freilich, der Autor lehnt die «prophetische Allüre» ab und bezeichnet seinen «Bericht» als ein «bloß gedankliches Experiment», das «keinerlei Anspruch erhebt, die künftige Entwicklung auch nur mit relativer Genauigkeit zu schildern». Vielmehr will Brunner nur «ein paar Denkanstöße» (alle Zitate auf S. 7, die beiden ersten leicht umgestellt) geben. Was dann materialiter entfaltet wird, sind meist altbekannte Einzelgedanken: das kongregationalistische Gemeindeprinzip im herkömmlichen Koordinatennetz des Territorialkirchentums wird «strukturell» verbessert, der «kirchliche (Finanz-) Haushalt» weitgehend eingeschränkt, die Amtshandlungen gehen z. T. über in von der Kirche und Gemeinde losgelöste «weltliche Feiern». Es ist nicht zu bestreiten, daß der Verfasser in einzelnen Punkten durchaus Richtiges anvisiert. Indem er aber viele Fragen nicht bis ins letzte wirklich theologisch durchdenkt, gerät sein ganzes Denken in eine seltsame Schwankung, was sich etwa im folgenden Satz deutlich zeigt: «Es ist also nicht statthaft, vom Neuen Testament her die von einer rechtlichen Sonderstellung befreite Kirche zur allein legitimen Kirche zu erklären. Ebenso wenig sind Prinzip und Struktur der Volkskirche sakrosankt. Wir müssen uns hier wie auf jedem anderen Gebiet vor aller Ideologisierung hüten» (S. 147).

In dieser Schweben-Haltung ist das ganze Buch geschrieben. Der Rezensent zweifelt nicht daran, daß es in «theologischen Mußestunden» als Unter-

haltungslektüre dienen könnte. Aber er meint auch, das Thema «Kirche ohne Illusion» (mindestens in der *Form* und *Weise*, wie es Brunner behandelt) passe zu unserer heutigen kirchlich-theologischen Lage ebenso schlecht wie die Sonne zur Mitternacht. *Gotthold Müller, Würzburg*

Notizen und Glossen

ZEITSCHRIFTENSCHAU

SCHWEIZ. *The Ecumenical Review* 22, 2 (1970): L. Vischer, «A Genuinely Universal Council...?»; mit Diskussionsbeiträgen von C. Parthenios-Aris u. R. Mehl (97–112); H. J. McSorley, Eucharistic Sharing. A New State of the Question for Roman Catholics (113–24); V. Vajta, «Intercommunion», a Terminological Problem (125–32); L. Thunberg, Experimental Communion Fellowship (133–46); A. J. van der Bent, Treasures in the World Council of Churches Library (146–62). *Internationale kirchliche Zeitschrift* 60, 1 (1970): B. Spuler, Die orthodoxen Kirchen, LXI (5–18); A. E. Rütty, Bemerkungen und Erwägungen zu den altkatholischen Liturgien (19–35). *Judaica* 26, 1 (1970): H. Schmid, Die Herrschaft Abimelechs, Jdc. 9 (1–11); K. Hruby, Katholizismus und Judentum (12–37); H. Greive, Der Erlösungsgedanke in der «Königskrone» des Salomo Ibn Gabirol (38–49). *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* 126, 7 (1970): A. Mettler, Die protestantische Krankheit. Zu J. Klepper, «Der Vater» (98–103). *Reformatio* 19, 4 (1970): H. P. Moser, A. Niederer, L. Znier, F. J. Enderle u. a. zum Thema «Fremdarbeiter». 5: P. Dürrenmatt, Evangelische Existenz und Fortschrittsidee; mit Diskussionsbeiträgen von M. Geiger, W. Kägi, B. Schneider (312–39); E. Blum, Die Neuwerkbewegung in Deutschland 1920–33 (339–52). *Revue de théologie et de philosophie* 20, 2 (1970): M. Peter, Quel est le principal usage de la loi? (65–81); R. Kasser, L'Évangile selon Philippe, II (82–106). *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 19, 4 (1969): T. Gelzer, Die Bachofen-Briefe. Betrachtungen zu Vision und Werk, Wirklichkeit und Leben J. J. Bachofens (777–869). *Verbum caro* 1970, 1: P. Evdokimow, Mystère de l'histoire (13–24); F. Joutart, Les groupes spontanés de l'église contemporaine (60–73). *Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte* 63, 3/4 (1969): E. Meyer-Marthaler, Zur Geschichte der Propstei Aadorf (209–20); U. Gäbler, Die Kinderwallfahrten aus Deutschland und der Schweiz zum Mont-Saint-Michel 1456–59 (221–331); I. Müller, Ein elsässisch-westschweizerisches Kalendar im Cod. Sang. 403 aus dem 12. Jahrhundert (332–52).

BELGIEN. *Nouvelle revue théologique* 92, 3 (1970): J. Coppens, Le sacerdoce chrétien (225–45); L. Leloir, Valeurs permanentes du sacerdoce lévitique (246–66); K. Duchatelez, La notion d'économie et ses richesses théologiques (267–92). 4: J. Coppens, Le sacerdoce..., II. Des Pères apostoliques à Vatican (337–64); E. L. Bone, Bilan de paléontologie humaine 1964–69 (398–422).